



Friedrich Dürrenmatt (1921 bis 1990) mit seinem Kakaduweibchen Lulu

DER BESUCH DER WEISSEN DAME

Denker, Dramatiker, Diabetiker: Zum 100. Geburtstag des Schweizer Schriftstellers Friedrich Dürrenmatt

W er in den späten 1980er Jahren auf ein westdeutsches Gymnasium ging, sah seinen Physiklehrer im weißen Kittel in der Regel zweimal: Einmal im Laborsaal, und einmal auf der Bühne in der Aula. „Die Physiker“ beherrschten damals die Spielpläne nicht nur der Schauspielhäuser, sondern auch der Schultheater. Friedrich Dürrenmatts Tragikomödie über die Risiken der Atomtechnik war zwar schon von 1962, aber es passte nach dem Nato-Doppelbeschluss so gut in den kalten Krieg der 1980er Jahre wie Nena mit ihren „99 Luftballons“.

VON MARC REICHWEIN

Überhaupt ist Dürrenmatt, einer der international erfolgreichsten und bekanntesten Dramatiker in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, stark mit Schullektüren verknüpft. Wer nicht mit den „Physikern“ oder dem „Besuch der alten Dame“ groß wurde, erinnert sich vielleicht noch an Tschanz aus dem Kriminalroman „Der Richter und sein Henker“. Dass der eigene Henker lebenslang mit am Tisch saß, hat er am 5. Januar 1921 geborene Dürrenmatt eher in späteren Interviews als in seinen Werken thematisiert: „Wenn Sie mit 25 zuckerkrank werden, kaufen Sie sich erst mal ein medizinisches Buch. Dann wissen Sie, das ist unheilbar. Das hat man ein Leben lang. Und dann kommen alle diese Dinge, von de-

nen Sie gelesen haben. Wenn Sie pinkeln, wird der Teststreifen grün. Das ist der grüne Tod. Sie werden immer wieder daran erinnert, dass Sie etwas haben, mit dem Sie leben müssen und das zum Tod führt.“ Dürrenmatt war schwerer Diabetiker UND leidenschaftlicher Esser und Trinker, was einige Komplikationen in sein Leben brachte – und ihm einen frühen Tod mit nur 69 Jahren bescherte. Herzinfarkte, aber immer wieder auch Schocks durch Unterzuckerung suchten Dürrenmatt so verlässlich heim wie der Zufall seine Plots und Figuren.

Welche Rolle der Blutzuckerspiegel in seinem Leben spielte, merkt man seinem Werk nur wenig an, dahingehend hätte er sich selbst durchaus knausgardesker protokollieren und literarisieren können. Aber, und das ist ja die Schattenseite jeder Knausgard-Poetik, wenn jeder Stuhlengang schon Thema war, lässt ein Schriftstellerleben eher wenig Anekdoten für Biografen übrig. Anders bei Dürrenmatt. Angeblich trank er Bordeaux, weil das die Sorte Rotwein mit dem geringsten Zuckergehalt war. Für 40.000 Schweizer Franken hatte er, dank der Theaterantenne seines Schenke Ende der 1950er Jahre Gutverdiener, den Weinschatz eines ganzen Bordeaux-Schlösses gekauft. Das Chateau Villemaurine hatte Dürrenmatt zu Lebzeiten fast „ausgetrunken“, aber einzelne Magnum-Flaschen besonderer Jahrgänge sind posthum im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) in Bern gelandet, schreibt Ulrich Weber, Autor der jüngst erschienenen Dürrenmatt-

Biografie und langjähriger Kurator des Dürrenmatt-Nachlasses im SLA. Wein im Nachlass, welches Schicksal ist solchen Archivalien eigentlich beschied?

Anders als der Biograf Peter Briedi, der Dürrenmatt für seine 2011 erschienene Lebensbeschreibung „Ahnung vom Ganzen“ noch persönlich interviewt hatte, schließt Weber, Jahrgang 1961, den Schweizer Großschriftsteller über seine Werke und Wirkung auf. Er tut das betont ausgewogen, stellt keine steilen Thesen oder besonderen Narrative auf, sondern möchte „ein möglichst adäquates Bild von Dürrenmatts Leben und den verschiedenen Erscheinungsformen seiner Autorschaft vermitteln“.

Dürrenmatt, das zeichnet Weber präzise nach, gehörte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum leibhaftigen Kanon, er war ein lebender Klassiker, bei dem die Medienvertreter und Künstlerfreunde von Paul Nizon bis Maximilian Schell ein- und ausgingen. Dass seine Stücke und Texte diese internationale, populäre Wirkung entfalten konnten – im Ostblock und in autoritären Regimen genauso wie im freien Westen, demonstriert, wie sehr dem Werk ein befreiendes Anti-Pathos zugrunde liegt.

Auch weil Weber Literaturwissenschaftler ist, der sich für Erzählmuster, Formen und Motive interessiert, macht diese Biografie viel Lust, neu ins Oeuvre einzustei-

gen. Die richtig dunklen und grotesken Dürrenmatt-Erzählungen bekommt man bis heute eher nach als während der Schulzeit zu lesen („Der Auftrag“, „Durchheimertal“), vor allem die hervorragenden „Stoffe“, die in der Werkausgabe zwei dicke Bände füllen und Autobiografie und Mythologie auf eine angenehm diskrete, nicht-exhibitionistische Weise mischen. Anders als bei seinem Landsmann Frisch, der sehr plastisch über Liebesnöte und Beziehungskrisen schreiben konnte, findet im Werk Dürrenmatts Privates kaum statt. Vielmehr zielen seine Interessen und Obsessionen oft auf antike Mythen und aufs Grundsätzliche: Kernphysik, Hirnforschung, Öko-Katastrophen. Begreifen wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält – vieles, was Dürrenmatt als Denker, Autor und Maler umtreibt, geht auch auf den Pfarrerssohn zurück, der den Künstler in sich immer als *Alter Deus* begriff, als jemanden, der seinen Abfall vom Glauben faustisch mit möglichst viel Wissen kompensieren will.

Während Weber den Dramatiker Dürrenmatt ein wenig zu nachsichtig behandelt – vieles wirkt aus heutiger Sicht doch wie Theaters-Theater für die Mittelstufe – geben sich die Kapitel über den Denker ehrlicher. Dürrenmatt sei, was Wissensfelder angeht, nicht unbedingt Chefauskenner, aber ein „gargantuesker Nimmersatt“ gewesen, schreibt Weber. Ob Theologie, Teilchenphysik, Kosmologie, Staatstheorie oder Rechtsphilosophie – kein Thema war Dürrenmatt zu abstrakt,

kein Denkgebäude zu groß, kein politisches Thema zu heikel. Er besuchte den Teilchenbeschleuniger CERN in Genf und schrieb Essays über das Lebensrecht Israels – und zwar zu Zeiten, da der linksliberale Mainstream das Lager längst gewechselt hatte. „Den Juden gegenüber hat sich die Welt nicht verändert, verändert haben sich nur die Begründungen, die man gegen sie ins Feld führt. Liegen sie einst im Glauben, später in der Rasse, liegen sie nun im Imperialismus, den man zwölf Millionen Juden andichtet. Selbst in der Schweiz werden an den Ersten-Mai-Feiern Anti-Israel-Parolen herumgetragen, zusammen mit Spruchbändern gegen den Faschismus“, notiert Dürrenmatt.

Er war politisch interessiert und hellstichtig. Den Afghanistankrieg der Sowjetunion in den 1980er Jahren verteidigte er: „Man vergisst ganz, dass es dort eine große fundamentalistische Islambewegung gibt und dass die Sowjetunion 50 Millionen oder noch mehr Mohammedaner zählt. Der Islam ist die irrationale Sprengbombe unserer heutigen Zeit. ... Ich begreife da die Russen.“

Grundsätzlich angenehm ist diese Biografie auch in ihrer Distanz zu möglichen Konjunkturfaktoren. Wenn Journalisten zu Jubiläen mit Formeln wie „wiederentdeckt“ oder „in Vergessenheit geraten“ hantierten, müsse das nicht stimmen, so Weber. „Ein Blick auf die Statistiken von Buchhandel und Theateraufführungen mag da objektivere Werte und ein differenziertes Bild vermitteln“, schreibt er und wartet mit ungläubigen Zahlen auf: „Etwa halbjährlich legt der Diogenes Verlag die häufig für die Schullektüre verwendeten Texte wie „Der Besuch der alten Dame“ oder „Die Physiker“ in Auflagen von 50.000 Exemplaren auf.“ Der tote Dramatiker Dürrenmatt ist, was seine Zirkulation auf deutschen und internationalen Bühnen angeht, höchst lebendig – und lukrativ. Er zählt laut Statistik des Deutschen Bühnenvereins zu den fünf meistgespielten Dramatikern des 20. Jahrhunderts und spielt jährlich mehrere Hunderttausend Franken ein. Auch die deutschsprachige Auflage seiner Kriminalromane liegt bei 10 Millionen.

1964 kaufte sich Dürrenmatt für 1000 Schweizer Franken einen Kakadu, genauer: eine Kakadudame. Sie bekam den Namen Lulu (wie Wedekinds gleichnamige Version der Pandora aus der griechischen Mythologie?) und sie gehörte jahrzehntelang zur Familie, überlebte diverse Hunde und einen Nymphenstich namens Shakespeare. Nur als 1984, ein Jahr nach dem Tod von Dürrenmatts Ehefrau Lotti, eine neue Frau namens Charlotte Kerr Einzug in sein Leben hielt, wurde die weiß gefiederte, alte Dame ganz schön eifersüchtig und krazelte lautstark dazwischen, sobald Kerr ihren „Fritz“ auch nur anzusprechen wagte.

Unbedingt sehenswert für jeden Fan ist sein ehemaliger Wohnort oberhalb von Neuchâtel in der Westschweiz. Wer das „Neue Dürrenmatt“ besucht, hat nicht nur das Gefühl, ein einzigartiges Dichter-Refugium zu betreten (mit herrlichem Ausblick auf den Neuenburger See und die Alpen). Nein, er besichtigt ein ganzes Künstler-Universum. Dürrenmatt eignete sich Häuser an, indem er sie ausmalte. Und er eignete sich Stoffe an, indem er sie weiterformte. Als Denker und Essayist, aber auch als Gourmand bleibt Dürrenmatt ein Planet, den man in seinen Kümmen und Marotten immer wieder neu entdecken kann.

Ulrich Weber: **Friedrich Dürrenmatt.** Eine Biographie. Diogenes, 672 S., 28 €.

Die Möglichkeit einer Insel

Von eigenen Verbindungen und tragischen Helden auf der ganzen Welt: Hans Christoph Buch als Meister des literarischen Porträts

Kein Mensch ist eine Insel, doch einige von ihnen zieht es immer wieder just dahin. Vor über hundert Jahren hatte sich der Großvater des Schriftstellers Hans Christoph Buch als Apotheker auf Haiti niedergelassen. Bis zum letzten großen Erdbeben auf der von Kleist bis Jacques Roumain, von Anna Seghers bis Graham Greene weltliterarisch kartografierten Insel Hispaniola existierte in Haitis Hauptstadt Port-au-Prince sogar noch das Haus mit der Aufschrift „Pharmacie Buch“.

VON MARKO MARTIN

Die Geschichten in Hans Christoph Buchs neuem Band „Robinsons Rückkehr“. Die sieben Leben des H.C. Buchs spielen (diesmal) jedoch nicht auf Haiti – jenem Westteil der Karibikinsel Hispaniola, der der 1944 in Wetzlar geborene Autor familiär verbunden ist. Vielmehr wird in der titelgebenden Novelle „Robinsons Rückkehr“ vom histori-

schen Alexander Selkirk erzählt, der im 18. Jahrhundert nach einem Schiffbruch auf einem unwirtlichen Pazifikkeiland vor der chilenischen Küste überlebt hatte und später, mittels zurückgekehrt nach England, seine Lebensgeschichte an einen Schriftsteller namens Daniel Defoe verkaufte: Aus Selkirk wird Robinson Crusoe.

Literatur also als geradezu zwingendes Umformen, ein gekanntes „Wahrhügel“ (ein schönes Wort des ebenfalls hochambivalenten Louis Aragon)? Bei Hans Christoph Buch funktioniert das mit Geschichten, die verlässlich immer dann in Richtung Slapstick und Kalauer changieren, wenn auch nur die geringste Gefahr besteht, Autor und Leserschaft könnten sich womöglich, geführt von mannigfaltigen Schicksalschlägen, mit den Helden und Heldinnen solcher literarischer Versuchsanordnungen identifizieren. Selkirk nämlich trifft nicht auf Defoe, sondern auch auf einen robusten Reeder namens John Bull und des-

sen Maitresse Fanny Hill. Und während ein gewisser Gunther Plüschow – im Ersten Weltkrieg „Der Flieger von Tsingtau“, der das deutsch besetzte „Schutzgebiet“ in China gegen eine japanische Übermacht verteidigte – späterhin zum Ullstein-Bestseller-Autor wird und 1931 im beinahe schon antarktischen Grenzgebiet zwischen Chile und Argentinien zu Tode kommt, verläuft die Lebenskurve des Anfang 1945 als „Hochverräter“ im KZ Flossenburger hingerichteten Admiral Canaris gerade umgekehrt: Als pollylotter Militär hatte er einst für „Kaiser und Vaterland“ auch nahe der Robinson-Insel auf britische Geschwader Jagd gemacht – „Schiffe versenken“ nannte das Canaris, dessen Wandlung Buch ebenso prägnant wie pathosfrei nachzeichnet.

Buch wird im gern mit sich selbst beschäftigten Deutschland in einer Mischung aus Staunen und Irritation seit Jahrzehnten als „schreibender Weltreisender“ gelabelt. Er ist jedoch vor allem ein Poeta doctus mit einem

Faible für literarische und lebensweltliche Verknüpfungen. Eine Story erzählt von Monika Ertl, deren Vater ein Geliebter Leni Reifenstahls war und die in Bolivien in der Nähe von „Onkel Klaus“ (dem dort klandestin lebenden Massenmörder Klaus Barbie) aufwuchs, ehe sie als junge Frau Kontakt zur linken Guerrilla bekam, in einem Hamburger Konsulat den Mörder Che Guevaras erschoss und späterhin gerüchterweise auf der Selkirk-Robinson-Insel verschwand.

So souverän, geschmeidig und präzise Buchs Miniaturbiografien alle erzählt sind: Wo bleibt der Bezug zum realen H.C. Buch, wie ihn der Untertitel verspricht? Fürchtet der Autor die Fallen des Selbstreferentiellen mehr als Shakespeares strenges Wort im Schlussmonolog von „Macbeth“? „Ein Märchen ist’s, erzählt von einem Narren, wolle Lärm und Wut und es bedeutet nichts...“ In einer kurzen Gegenwartsszene fragt sich der Autor, bei einbrechendem Winter am Schreibtisch sitzend, was wohl bleibt von

allem irdischen Tun und der möglichen „Nutzlosigkeit der Literatur, die wie alles Geschriebene den Bach runtergeht, *down the drain*, wie es auf Englisch heißt.“

Am eindringlichsten bleiben Buchs Erinnerungen an verstorbene Freunde und Schriftstellerkollegen wie Gerd-Peter Eigner und György Konrad, die ihm wohl bitter fehlen. Und was den vor psychologischer Einfeldigkeit stets geschwind ins Mantel- und Genre-Flüchtenden Autor betrifft – bei der Beerdigung von Günter Kunert erlitt ihn einer jener ironischen Erkenntnisblitze, die die Lektüre immer wieder zum Vergnügen machen: „*Habent sua fata libelli*: Kunert, so scheint mir, hatte mehr Angst vor dem Matritenrat im eigenen Haus als vor dem Arbeiter- und Bauernrat, dem er längst die Gefolgschaft aufgekündigt hatte.“

Hans Christoph Buch: **Robinsons Rückkehr.** Die sieben Leben des H.C. Buch. FVA, 255 S., 20 €.